

Thema: Gefühle

Schreibauftrag 1

Ist dieser Junge nicht krank?

Verfassen Sie eine Meinungsrede.

Situation: Im Rahmen einer Projektpräsentation im Fach Psychologie und Philosophie, das Medikamentenmissbrauch zum Thema hat, halten Sie eine Meinungsrede vor Lehrerinnen und Lehrern sowie Kolleginnen und Kollegen der Oberstufenklassen Ihrer Schule. Da es sich auch in Ihrem Umfeld zeigt, dass Jugendliche immer öfter zu Psychopharmaka, also Medikamenten, die die Stimmungslage beeinflussen, greifen, beschließen Sie, sich dieses Themenbereichs besonders anzunehmen. Als Grundlage Ihres Redemanuskripts ziehen Sie den Zeitungsbericht „*Ist dieser Junge nicht krank?*“ (Textbeilage 1) heran.

Lesen Sie den Zeitungsbericht „*Ist dieser Junge nicht krank?*“ aus der Online-Ausgabe des Wochenmagazins *Die Zeit* vom 29. April 2013 (Textbeilage 1).

Verfassen Sie nun die **Meinungsrede** und bearbeiten Sie die folgenden Arbeitsaufträge:

- Geben Sie einige jener Gründe wieder, die, laut Textbeilage, den Psychiater Allen Frances zum Verfassen seines Buchs „*Normal*“ bewogen haben.
- Vergleichen Sie die im Text beschriebenen Umgangsweisen mit Gefühlen mit Ihren eigenen diesbezüglichen Beobachtungen im persönlichen Umfeld.
- Bewerten Sie die steigende Tendenz in unserer Gesellschaft, bestimmte Verhaltensweisen und Gefühlslagen als krank einzustufen und sie medikamentös zu kontrollieren.
- Entwerfen Sie abschließend einen Appell an Ihre Zuhörerschaft, mit Gefühlen respektvoll und achtsam umzugehen.

Schreiben Sie zwischen 405 und 495 Wörter. Markieren Sie Absätze mittels Leerzeilen.

Schreibauftrag 1/Textbeilage 1

Ist dieser Junge nicht krank?

Der Psychiater Allen Frances fordert: Wir dürfen aus normalen Menschen keine Patienten machen.

Von Elisabeth von Thadden

Natürlich hätte man Friedrich Rückert in der Trauer um seine Kinder auch eine Packung Serotonin-Wiederaufnahme-Hemmer wünschen können. Das Medikament hätte ihn zwangsläufig aufgeheitert. Aber dann gäbe es die Zeilen seiner *Kindertodtenlieder* nicht, die der Dichter schrieb, untröstlich, als er im Jahr 1834 seine beiden Kinder Ernst und Luise beerdigen musste: „Man hofft und hofft, bis hoffnungslos / Geworden das geliebte Leben, / Dann gibt man auf die Hoffnung blos, / Das Leben war schon aufgegeben.“ Auch Petrus hätte in seinem vorörterlichen Verzweiflungsanfall, den Freund Jesus verraten zu haben, etwas pharmazeutische Aufhellung vielleicht gutgetan, man hätte ihm wohl eine „Affektregulationsstörung“ attestiert, als er plötzlich so „bitterlich“ weinen musste. Und natürlich wäre jenem Faust, dem prototypischen Hochdruckmann, mit regelmäßig eingenommenen Pillen auch etwas ruhiger ums Herz geworden: Seiner zerstörerischen Rastlosigkeit – „vom Himmel durch die Welt zur Hölle“ – hätte man ohne Weiteres eine Diagnose auf „Restless Legs“ oder sonst eine Variante der Hyperaktivität stellen können.

Wenn man denn ihn oder den trauernden Vater Rückert oder den verzweifelten Freund Pet-

rus als Kranke betrachten wollte. Aber das muss man nicht.

Die Trauer, der Gefühlsausbruch, die Unruhe: Es ließe sich eine Geschichte des Menschen schreiben, die in diesen Seelenverfassungen einige der vitalsten Quellen der Kreativität erkennt und einer Ausdruckskraft, deren Zeugnisse den Müll der Jahrhunderte überdauern. Aber zugleich gehörten sie, jenseits aller Kunst- und Geistesgeschichte, zur Ausstattung des sogenannten normalen Menschen, der seit Jahrtausenden schimpfte, jubilierte, weinte und fluchte – bis man dazu übergang, in dieser Normalität ein einträgliches Geschäft zu entdecken. Wenn man nur gründlich den Krankheitswert im Menschlichen erkannte, um ihm mit Medikamenten zu Leibe zu rücken, was nachweislich zunehmend seit 1980 geschieht.

„Anfang der achtziger Jahre hatte etwa ein Drittel der Amerikaner die Diagnose einer lebenslänglichen psychischen Störung zu gewärtigen. Heute ist es bereits rund die Hälfte. Und mit über 40 Prozent holt Europa rasch auf“: An diesem „diagnostischen Überschwang“, wie er es nennt, hat der Psychiater Allen Frances lange selbst mitgewirkt, zu lange, wie er nun meint. Deshalb hat er jetzt eine leidenschaftlich kluge Verteidigungsschrift des normal

Menschlichen verfasst, das er gegen die Inflation psychiatrischer Diagnosen in Schutz nehmen will. Im politischen Sinne tritt Frances dabei gegen die expansive Pharmaindustrie mit ihren Werbestrategien an und gegen ein Krankenversicherungswesen, das den Ärzten Behandlungshonorare nur zahlt, wenn sie anerkannte Diagnosen stellen. Damit wäre *Normal* vor allem eine inneramerikanische Kampfschrift. Aber weil Frances auch gegen sich selbst antritt, gegen seine Fehler als Arzt, verdient das Buch weit über Amerika hinaus Beachtung.

Wer nach ein paar Wochen noch trauert, gilt als krank

Und der Zeitpunkt zählt: Allen Frances, emeritierter Professor an der Duke University, den die New York Times den „einflussreichsten Psychiater Amerikas“ nennt, bringt seine Kampfschrift *Normal* auf Englisch wie auf Deutsch genau in dem Moment auf den Markt, wo in den Vereinigten Staaten ein Handbuch in aktualisierter Form erscheint, das seit 1952 die Klassifikationen festhält, nach denen weltweit Ärzte in Symptomen Krankheiten erkennen können, die der Behandlung bedürfen: das Diagnostic and Statistical Manual of Mental Disorders, das nun im Mai als DSM-5 in seiner seit 1994 aktualisierten neuen Fassung das Krankhafte vom Normalen neu abgrenzt,

als ein machtvolles gesamtgesellschaftliches Normierungsinstrument – und dabei die Zahl der Kranken potenziell ins Unüberschaubare anwachsen lässt. Kulturgeschichtlich ließe sich sagen: Die Figur des eingebildeten Kranken wird gegenwärtig von der des besorgten Gesunden abgelöst. Normal ist da fast keiner mehr. Und was als normal gelten könne, sagt Allen Frances, habe ohnehin noch keine Wissenschaft zu keinem Zeitpunkt genau angeben können.

In der medizinischen Einschätzung von Trauer spitzt sich die Situation heute zu, und an ihr entzündet sich in Amerika ein breiter Protest: denn jetzt soll auch als krank gelten, wer nach ein paar Wochen immer noch um einen Menschen trauert, den er verlor. Es handelt sich hier um eine besonders rasante Fortschritts-geschichte: Im Jahr 1980 galt ein Jahr der Trauer als „normal“, im Handbuch DSM-4 von 1994 sodann blieben einem noch zwei Monate Zeit zu trauern, bis man als behandlungsbedürftig galt, wenn man sich in seiner Traurigkeit nicht konzentrieren und nicht in den Schlaf finden konnte. Und jetzt ist im Zuge der allgemeinen Beschleunigung die Frist auf wenige Wochen verkürzt. Wer nach deren Ablauf noch trauert, bekommt es im Zweifelsfall mit Pillen zu tun.

Frances Zorn richtet sich gegen den Perfektionismus westlicher Gesellschaften

Diese Pathologisierung der Trauer hat in den Vereinigten Staaten das Fass zum Überlaufen gebracht: Anfang April hat der Pu-

blizist Ted Gup, Fellow an einem Ethik-Center in Harvard, in der New York Times unter dem Titel „Diagnose: menschlich“ in einem wütenden und viel beachteten Essay sein Recht verteidigt, um seinen toten Sohn zu trauern – wer die Verbundenheit mit einem geliebten Menschen als Krankheit auffasse, schaffe das Menschliche ab. Der Sohn von Ted Gup ist mit 21 Jahren an einem Mix aus Drogen und Alkohol gestorben, und Gup führt diesen Tod auch darauf zurück, dass sein Kind seit der ersten Klasse daran gewöhnt war, Medikamente zu nehmen: Man hatte dem ungestümen Jungen Ritalin verordnet, wogegen der Vater sich zwar ein Jahr lang widersetzte, aber dieser Arzt hatte den Eltern gesagt, er wolle das Kind erst dann in seiner Praxis sehen, wenn die Medikamentierung schon erste Folgen zeige.

Es ist diese Art des Exzesses und der schleichenden Gewöhnung an eine Entgrenzung, gegen die Allen Frances mit seiner Kampfschrift zu Felde zieht. Dabei geht es ihm vor allem anderen um die Rettung der Psychiatrie, und das muss man hartnäckig betonen, weil Frances im Namen der Leidenden argumentiert, die allzu oft keine ärztliche Hilfe bekommen: „Wir dürfen aus Menschen, die im Grunde normal und gesund sind, keine Patienten machen und dabei die wirklich Kranken ignorieren.“ Eine Frage der Mittelverteilung: Frances nennt die Zahl von einem Drittel der schwer depressiven Patienten, die nicht behandelt werden, er beklagt die hohe Zahl der Schizophrenen, die statt beim Arzt im Gefängnis landen; und ebenso gut ließe sich der

Mangel an Therapieplätzen für Kinder anführen, die durch Missbrauch und Gewalt traumatisiert sind.

Die Rückkehr zur menschlichen Gesellschaft

Überhaupt die Kinder: Der eigentliche Zorn von Allen Frances richtet sich gegen den Perfektionismus westlicher Gesellschaften, die ihre Kinder unter Pathologieverdacht stellen, sobald sie von einem imaginären Optimum an Sorgenfreiheit abweichen. „Wer nicht den Zustand vollkommenen Glücks erreicht, wer kein sorgenfreies Leben führt, gerät leicht in den Verdacht einer psychischen Störung. Unsere Ziele sind zu hoch gesteckt und unsere Erwartungen unrealistisch – vor allem in Bezug auf unsere Kinder.“

Sieht man sich genauer an, welche „Krankheiten“ es sind, die unter Kindern statistisch auffällig zunehmen, so waren es in den vergangenen 15 Jahren besonders drei: das inzwischen schon klassische Aufmerksamkeitsdefizitsyndrom; die bipolare Störung und der Autismus. In amerikanischen Zahlen: „Die bipolare Störung bei Kindern nahm um sage und schreibe das Vierzigfache zu, die Autismusfälle schwellen auf das Zwanzigfache an“; und die Aufmerksamkeitsstörung mit ihrer rasanten Vorgeschichte der anwachsenden ADHS-Diagnosen schon seit den neunziger Jahren hat sich immerhin noch verdreifacht.

Man übertreibt natürlich polemisch, wenn man diese „Krankheitsbilder“ ins Allgemeinmenschliche übersetzt: Die

Kinder finden nicht wichtig, was man ihnen in der Schule vorsetzt, sie sind zu starken Gefühlen begabt, und sie ziehen sich in sich zurück, wenn sie zu viel behelligt werden. Man könnte angesichts der Daten auch sagen, die Kinder tun nur das Naheliegende, wenn die Erwartungen der Erwachsenenwelt so gar nicht zur Kind-

lichkeit passen wollen. Sie sind Kinder. Die Aufgabe bestände darin, diejenigen von ihnen in der Masse zu finden und gesunden zu lassen, die wirklich krank sind. Und allen anderen ihre Kindlichkeit zurückzuerstatten.

Die Alles-wird-gut-Gesellschaft bekommt durch Frances einen vi-

talen Einspruch zu hören. Gewiss, ganz neu ist nichts von dem, was er vorträgt, aber Gesellschaften, die sich dem Frohsinn verschreiben, hören nur durch Verstärkung des Tons noch einmal hin.

Trauer, Unruhe, Verzweiflung: eine Gesellschaft, die menschlich ist, braucht diese drei. ■

Quelle: <http://www.zeit.de/2013/17/allen-frances-normal> [30.07.2013]

INFOBOX

Friedrich Rückert (* 16. Mai 1788 in Schweinfurt; † 31. Januar 1866 in Neuses (heute Teil von Coburg) war ein deutscher Dichter, Übersetzer und einer der Begründer der deutschen Orientalistik. Er war Vater von zehn Kindern. Erschütternd sind seine *Kindertodtenlieder*, in denen er den frühen Tod (Winter 1833/1834) seiner beiden Lieblingskinder beklagt.

Simon Petrus (* in Galliläa, Datum unbekannt; † möglicherweise um 65-67 in Rom) war nach dem Neuen Testament (NT) einer der ersten Juden, die Jesus von Nazaret in seine Nachfolge berief. Er wird dort als Sprecher der Jünger bzw. Apostel, erster Bekenner, aber auch Verleugner Jesu Christi, erster männlicher Augenzeuge des Auferstandenen und als ein Leiter der Jerusalemer Urgemeinde dargestellt.

Faust. Eine Tragödie (auch Faust. Der Tragödie erster Teil oder kurz Faust I) von Johann Wolfgang von Goethe gilt als das bedeutendste und meistzitierte Werk der deutschen Literatur. Die 1808 erstmals veröffentlichte Tragödie greift die Geschichte des historischen Doktor Faustus auf, der an der Erkenntnis, kein absolutes Wissen zu besitzen, zunächst verzweifelt, dann aber einen Pakt mit Mephisto schließt, um dieses zu erlangen.

Serotonin ist ein wichtiger Neurotransmitter, der fast alle Körperfunktionen beeinflusst. Serotonin wird auf Grund seiner Wirkungen auf die Stimmungslage im Volksmund auch als „Glückshormon“ bezeichnet. Ein zu niedriger Serotoninspiegel kann Depressionen auslösen.

Ritalin: wird im Rahmen einer Behandlung von Aufmerksamkeitsdefizit-/Hyperaktivitätsstörung als Medikament bei Kindern ab einem Alter von 6 Jahren und Jugendlichen eingesetzt, wenn sich andere therapeutische Maßnahmen allein als unzureichend erwiesen haben. Da es Nebenwirkungen zeigt, ist es immer wieder umstritten.

Quelle: Wikipedia (Texte gekürzt und angepasst) [30.07.2013]

Thema: Gefühle

Schreibauftrag 2

Känsterle

Verfassen Sie eine Empfehlung.

Situation: In einem fächerübergreifenden Projekt der Fächer Deutsch und Psychologie/Philosophie zum Thema „*Große Gefühle (in der Literatur)*“ hat Sie Ihre Lehrerin/Ihr Lehrer dazu aufgefordert, die Kurzgeschichte „*Känsterle*“ von Rainer Brambach (Textbeilage 1) zu lesen und zu entscheiden, ob sie sich gut in das Projektthema einfügt. Sie sollen anschließend eine schriftliche Empfehlung verfassen, die Sie Ihrer Deutschlehrerin /Ihrem Deutschlehrer vorlegen und die Ihrem Projektportfolio beigelegt wird.

Lesen Sie die Kurzgeschichte „*Känsterle*“ von Rainer Brambach (Textbeilage 1).

Verfassen Sie nun die **Empfehlung** und bearbeiten Sie die folgenden Arbeitsaufträge:

- Fassen Sie die Kurzgeschichte zusammen.
- Untersuchen Sie den Zusammenhang zwischen Handlungsverlauf und sprachlicher Darstellung.
- Analysieren Sie die Beziehung von Rosa und Wallfried Käensterle anhand einiger ausgewählter Textstellen, auch im Hinblick auf die Gefühlswelt der beiden Protagonisten.
- Entwerfen Sie abschließend eine Empfehlung für oder gegen den Text im Sinne des Projektthemas.

Schreiben Sie zwischen 405 und 495 Wörter. Markieren Sie Absätze mittels Leerzeilen.

Schreibauftrag 2/Textbeilage 1

Rainer Brambach: Känsterle (1972)

Wallfried Känsterle, der einfache Schlosser, sitzt nach Feierabend vor dem Fernsehschirm. Wo denn sonst? - Tagesschau, Wetterkarte; die Meisterschaft der Gewichtheber interessiert Känsterle. „Mach den Ton leiser, die Buben schlafen!“ ruft Rosa, die in der Küche Geschirr gespült hat und nun hereinkommt. Känsterle gehorcht.

„Es ist kalt draußen“, plaudert sie, „wie gut, dass wir Winterfenster haben. Nur frisch anstreichen sollte man sie wieder einmal. Wallfried, im Frühjahr musst du unbedingt die Winterfenster streichen. Und kitzen muss man sie! Überall bröckelt der Kitt. Niemand im Haus hat so schäbige Winterfenster wie wir! Ich ärgere mich jedes Mal, wenn ich die Winterfenster putze. Hast du gehört?“ „Ja, ja“, sagt Känsterle abwesend. „Was macht denn der da?“ fragt Rosa und deutet auf den Fernsehschirm. „Der könnte seine Kraft auch für was Besseres gebrauchen! Stell das doch ab, ich hab mit dir zu reden!“ „Gleich, gleich!“ sagt Känsterle und beugt sich etwas näher zum Schirm. „Herr Hansmann im Parterre hat im letzten Sommer seine Winterfenster neu gekittet und gestrichen, obwohl es gar nicht nötig war. Nimm dir mal ein Beispiel an Herrn Hansmann! Seine ganzen Ferien hat er dran gegeben. So ein ordentlicher Mann... Übermorgen ist Sankt Nikolaus. Erinnerst du dich an Herrn Weckhammer? Ich hab heute im Konsum seine Frau getroffen, ganz in Schwarz. Der alte Weckhammer ist umgefallen, beim Treppensteigen, Herzschlag.“ Känsterle drückt auf die Taste „Aus“.

„Ein Trost“, fängt Rosa wieder an, „dass die Weckhammerschen Kinder aus dem Größten raus sind. Die Witwe fragt, ob wir den Nikolaus gebrauchen könnten. Eine Kutte mit Kaninchenfell am Kragen, schöner weißer Bart, Stiefel, Sack und Krummstab, alles gut erhalten. Nur vierzig Mark will sie dafür, hat sie gesagt. Mein Mann wird kommen und ihn holen, hab ich da gesagt. Nicht wahr. Wallfried, du wirst Paul und Konradle die Freude machen?“ Känsterle schaut auf die matte Scheibe. „Wallfried!“ ruft Rosa. „Aber Rosa“, murmelt Känsterle hilflos, „du weißt doch, dass ich nicht zu so was taue. Was soll ich denn den Buben sagen? Ein Nikolaus muss ein geübter Redner sein! Muss gut und viel sprechen...“

Rosa glättet mit der Hand das Tischtuch und schüttelt den Kopf, wobei der Haarknoten, trotz des Kamms, der ihn wie ein braunes Gebiss festhält, eigensinnig wackelt. „Vermaledeiter Stockfisch!“ zischt sie. „Nicht einmal den eignen Buben willst du diese Freude machen! Dabei hab ich schon im Konsum Nüsse, Datteln, Feigen, ein paar Apfelsinen und alles eingekauft!“

Känsterles Gemüt verdüstert sich. Er denkt an das schwere, ihm aufgezwungene Amt. Eine verstaubte Glühbirne wirft trübes Licht. Känsterle steht auf dem Dachboden; er verwandelt sich zögernd in einen Weihnachtsmann. Die Kutte, die den Hundertkilomann Weckhammer einst so prächtig gekleidet hat, ist dem gedrunghenen Känsterle viel zu geräumig. Er klebt den Bart an die Ohren. Sein Blick streift die Stiefel, und dabei versucht er sich an die Füße Weckhammers zu erinnern. Er zerknüllt ein paar Zeitungen und stopft sie in die steinharten Bottiche. Obwohl er zwei Paar grobwoollene Socken anhat, findet er noch immer keinen rechten Halt. Er zieht die Kapuze über den Kopf, schwingt den vollen Sack über die Schulter und ergreift den Krummstab.

Der Abstieg beginnt. Langsam rutscht ihm die Kapuze über Stirn und Augen; der Bart verschiebt sich nach oben und kitzelt seine Nase. Känsterle sucht mit dem linken Fuß die nächste Treppenstufe und tritt auf den Kuttensaum. Er beugt den Oberkörper vor und will den rechten Fuß vorsetzen; dabei rollt der schwere Sack von der Schulter nach vorn, Mann und Sack rumpeln in die Tiefe. Ein dumpfer Schlag. In Känsterles Ohren trillert's. Ein Gipsfladen fällt von der Wand.

„Oh! Jetzt hat sicher der Nikolaus angeklopft!“ tönt Rosas Stimme hinter der Tür. Sie öffnet und sagt: „Mein Gott... was machst du denn da am Boden? Zieh den Bart zurecht, die Kinder kommen!“ Känsterle zieht sich am Treppengeländer hoch, steht unsicher da. Dann holt er aus und versetzt Rosa eine Backpfeife. Rosa heult auf, taumelt zurück; Känsterle stampft ins Wohnzimmer, reißt Rosas Lieblingsstück, einen Porzellanpfauen, von der Kommode und schlägt ihm an der Kante den Kopf ab. Dann packt er den Geschirrschrank; er schüttelt ihn, bis die Scherben aus den Fächern hageln. Dann fliegt der Gummibaum samt Topf durch ein Fenster und ein Winterfenster; auf der Straße knallt es. „Er schlachtet die Buben ab!“ kreischt Rosa durchs Treppenhaus. Auf allen Stockwerken öffnen sich Türen. Ein wildes Gerenne nach oben. Man versammelt sich um Rosa, die verdattert an der Wand steht und in die offene Wohnung zeigt. Als erster wagt sich Herr Hansmann in die Stube, betrachtet die Zerstörungen; ein Glitzern kommt in seine Augen, und er sagt: „Mein lieber Känsterle, ist das alles?“ Elend hockt der Weihnachtsmann im Sessel, während Paul und Konradle unter dem Sofa hervorkriechen. Ein kalter Wind zieht durch die Stube.

Quelle: Brambach, R. (1972). Für sechs Tassen Kaffee und andere Geschichten. Zürich: Diogenes.

INFOBOX

Rainer Brambach (* 22. Januar 1917 in Basel als Reinhard Brambach; † 14. August 1983 ebenda) war ein deutsch-schweizerischer Schriftsteller.

Quelle: Wikipedia (Text gekürzt) [30.07.2013]

Konsum: hier: Name eines Supermarkts

Backpfeife: Ohrfeige